

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18808. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabenden).

Inserate kosten die 6gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Frankfurter Zeitung sieht sich zu dem Geständnis genötigt, daß die vom Balkenblock beschlossene Wänderung des Majestätsbeleidigungsparagraphen ein Flasko bedeutet.

Der internationale Bergarbeiterkongress beschloß eine Resolution zugunsten des Weltfriedens.

In Japan wurden durch Ueberschwemmungen eine Anzahl Städte und Dörfer fortgeschwemmt und viele Menschenleben vernichtet.

Liberia.

Leipzig, 13. August.

Europa soll wieder mal bedroht sein. So kann man in französischen und auch manchen deutschen Blättern lesen, und nun gar bedroht sein von einem Punkte aus, von dem nur gute Geographen mehr als den Namen kennen.

Am Liberia, die Negerrepublik an der Pfefferküste Afrikas, entstand ein diplomatischer Streit. Das ungesunde Land, in dessen Klima die Europäer nicht leben können, mit seinen circa zwei Millionen Einwohnern, leidet an Geldmangel, was auch bei seiner unentwickelten ökonomischen Verhältnissen kein Wunder ist. Um den Mammon leichter zu bekommen, wandte es sich an die Vereinigten Staaten, mit denen es durch die Art seiner Abstammung gewissermaßen verbunden ist. Liberia war nämlich von amerikanischen Menschenfreunden im Jahre 1822 als Staat befreiter Negerklaven gegründet worden. Die Vereinigten Staaten zeichnen sich zwar durch keine Negerliebe aus, umgekehrt, sie besaßen sich mehr als einmal in den letzten Jahren durch Negerverfolgungen. Aber welche Wunder schafft nicht der Imperialismus... wenn er Appetit hat! Beginnen sich deutsche Imperialisten in die Seelen der Chinesen zu verpflanzen, um sie zu schröpfen, so kommt es den amerikanischen nicht schwerer an, ihr negerfreundliches Herz zu entdecken. Und so sandte Herr Taft, der amerikanische Präsident, seit dessen Amtsantritt das Interesse der amerikanischen Kapitalisten für Westpolitik sich in so unruhigen Formen äußert, eine Kommission nach Liberia, die mit dem Ergebnis zurückkam, es lohne sich, die Liberia-Neger zu beglücken. Auf Grund dieses Gutachtens will Amerika eine Anleihe in der Höhe von 8 Millionen Pfund organisieren, um dafür eine Aufsicht über Liberias Finanzen und eine Kohlenstation in Monrovia, der Hauptstadt Liberias, zu bekommen.

Dieser Plan der Vereinigten Staaten hat, wie gesagt, einen kleinen Sturm in der europäischen Kapitalistenpresse entfacht. Am energischsten tritt dagegen der französische Offiziosus, der Temps, auf. Frankreich grenzt mit seinen afrikanischen Besitzungen an Liberia, und es brennt durch die wiederholten Grenzüberschreitungen, daß es nicht übel Lust hat, mit der Zeit auch hier seinen Besitz „abzurufen“. So ist es kein Wunder, daß ihm die Aussicht der allmählichen Uebernahme Liberias — denn damit enden gewöhnlich die Protektorate — durch die Vereinigten Staaten nicht übermäßig erfreulich ist. Die Energie und Schroffheit, mit denen der Temps auftritt, beweisen, daß Frankreich gewillt ist, vieles aufzubieten, um sich den unangenehmen Nachbarn vom Hals zu schaffen. Die Presse Englands, dessen Kolonie Sierra Leone Liberia im Nordwesten begrenzt, poltert zwar nicht so hysterisch, aber es legt auch Verwahrung gegen die amerikanischen Pläne ein. Wenn die Rücksicht auf Amerika, diesen guten Warenabnehmer und Nachbarn Kanadas, wie auch die verhältnismäßig geringe Bedeutung dieses Westwinkels für England der englischen Presse eine weise Beschränkung auferlegt, so ist jedoch das Auftauchen des amerikanischen Plans für England von einer noch größeren — wenn auch in diesem Falle nur symptomatischen — Bedeutung. Es zeigt sich nämlich, daß das britische Kolonialreich nicht nur von dem Aufschwung Deutschlands bedroht wird. Die Tatsache, daß das amerikanische Kapital über seinen unermesslichen inneren Markt hinauswächst, daß es sich nicht nur in China interressiert fühlt, wo es dank der jetzigen Mächtegruppierung für das Prinzip der offenen Tür wirkt, also keine imperialistischen Pläne zu haben scheint, sondern nach Afrika übergreift, um hier in Liberia den Anfang einer kolonialistischen Politik zu machen, eröffnet keine angenehmen Aussichten für England. Weiterblickende englische Politiker haben schon früher einmal diese Aussichten mit sehr unangenehmen Gefühlen betrachtet, haben sie aber aus Rücksicht auf die „deutsche Gefahr“, die ihnen augenblicklich größer als die amerikanische erscheint, nicht an die große Glocke gehängt.

Die Liberiafrage wird dem englischen Publikum die Gefahr des amerikanischen Imperialismus zum Bewußtsein bringen und ihm zeigen, daß die Monopolstellung Englands als einer Weltmacht von mehreren Seiten — nicht nur der deutschen — bedroht ist. Und dies ist die wichtigste weltpolitische Seite der ganzen Liberiafrage. Sie bestimmt auch die Haltung der deutschen imperialistischen Presse. Mit Ausnahme einiger speziell alldeutscher Blätter bewertet sie die Liberiafrage von dem Standpunkt aus, daß sie eine Spannung zwischen England und den Vereinigten Staaten verursachen kann, was die weltpolitische Lage Deutschlands stärken würde. Sie erklärt, Deutschland habe nichts gegen die Pläne der Vereinigten

Staaten und im stillen frohlockt sie über die saure Miene Englands. Das ist die weltpolitische Bedeutung der Angelegenheit. Sie hat aber für die Sozialdemokratie noch eine andre Seite. Die kapitalistische Presse Deutschlands sieht in dem Liberia-Fall einen Beweis dafür, daß Sklaven ewig Sklaven bleiben, auch wenn ihnen die Freiheit geschenkt wird. Im Jahre 1822 wurden sie von dem Joch befreit und im Jahre 1910 wollen sie ins Joch zurück. Sie waren nicht imstande, ihre Freiheit auszunutzen — sagen die zivilisierten Breitmenschen, und glauben damit der Haltung der Sozialdemokratie in der Kolonialpolitik einen Stoß versetzt zu haben. Dieses Argument der kapitalistischen Presse steht auf gleicher Stufe mit ihrer Widerlegung des Sozialismus durch den Bankrott verschiedener „sozialistischer“ Kolonien. Die Sozialdemokratie behauptet, und mit ihr behaupteten es gute Kenner „wilder“ Völker, wie Livingstone, daß die Naturvölker sich wohl emporarbeiten können, wenn ihnen wahre Zivilisation von Leuten gebracht würde, die ein Interesse an der Entwicklung, aber nicht an der Ausbeutung der Neger haben. Das ist natürlich unter kapitalistischen Verhältnissen unmöglich, und im heutigen Liberia erst recht. Die 18 000 Nachkommen der aus Amerika zugewanderten Neger beherrschen die zwei Millionen zugewanderter Neger streng nach dem Muster ihrer früheren amerikanischen Herren. Ist es da ein Wunder, daß unter der Herrschaft dieser Negerkapitalisten die Negermasse sich noch nicht zum Verständnis der wundertischen Philosophie entwickelt hat? Dabei darf man aber die Stufe der selbst von dieser Masse schon erreichten Kultur nicht unterschätzen, wie C. L. S. R. C. L. S., der große Geograph, entgegen den Berichten der landläufigen Globe-traveller, schildert. Die Tatsache, daß der Kannibalismus in Liberia seit vierzig Jahren ausgerottet ist, beweist, daß selbst eine kapitalistische Selbstregierung der Neger sie vorwärts bringt. Daß aber ihr finanzieller Dalls ein Beweis für das Gegenteil ist, wird wohl keiner behaupten wollen, wenn man nicht die Griechen und andre Balkanstämmen, die manchen Staatsbankrott zu verzeichnen haben, als wilde Völker behandeln will. Rom Deutschen Reichs ganz zu schweigen.

Zweierlei Taktikkampf.

Vor einigen Monaten wurde die Aufmerksamkeit der Genossen durch eine Debatte über die Taktik der Partei in Anspruch genommen, die sich vor allem um die Anwendung des Massenstreiks bewegte. Dabei wurde namentlich von der Genossin Rosa Luxemburg hervorgehoben, daß der Kampf um das preussische Wahlrecht jetzt die Hauptaufgabe der Partei sein muß, und sie griff die führenden Parteinstanzen an, die diesen Kampf gegen die Reichstagswahl zurückstellen wollen. Da trat auf

Seuilleton.

Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

Nachdruck verboten.

Der alte Senn machte heute früher als gewöhnlich Betarabend. Er ging heute nicht zu seinem Dämmer-schoppen zum „Elefanten“ oder zur „Traube“, wie sonst. Er hätte es nicht ertragen, unter ihm gleichgültigen Menschen zu sein.

Michael Senn wanderte über den Domplatz und die stillen Gassen hinaus ins Freie. Den Esack entlang, durch die mit Weiden bestandenen Auen, weit ins Tal hinunter, bis er keinen Menschen mehr sah. Die Abendnebel senkten langsam ihr leichtes Dunstgewebe über Tal und Stadt.

Der alte Mann hatte heute ein großes Leid erfahren. Das größte in seinem Leben. Daß der Franz von ihm die Uebergabe verlangte, das hätte er ihm nicht verargt. Aber die Art und Weise, in der ihm der Sohn gegenübertrat, ließ ihn neuerdings erkennen, wie fremd ihm dieser geworden war. Die Frau des Sohnes, dieser Eindringling in sein altes hochgeachtetes Haus hatte trotz allem viel mehr Gewalt über den Franz, als sein eigener Vater.

Diese Frau hatte ihm den Sohn noch mehr entfremdet, als er es schon früher war. Sie hatte den Franz reich gemacht. Der alte Senn empfand es als eine Noth, wie sein Sohn zu ihm geredet hatte. Dieser Sohn, den er über alles liebte, dem er nie einen Wunsch versagte und den er an nichts in seinem Leben hinderte. Auch damals nicht, als er es vielleicht hätte tun sollen. Damals, als der Franz heiratete.

Eine innere Stimme hatte den alten Senn vor der Braut seines Sohnes gewarnt. Er achtete nicht darauf,

Der Franz sollte mit dem Mädel glücklich werden, wenn es sein Wunsch war — und wenn der alte Senn die Lina auch hundertmal nicht leiden mochte.

Heute warnte ihn dieselbe innere Stimme, er solle das Geschäft nicht übergeben. Es sei der Untergang des Hauses, wenn er es tue. Der Franz sei zu schwach und würde sich von seinem schlauen Weib völlig unterjochen lassen.

Mit übergeben! Mit übergeben! sprach die Stimme in dem alten Mann. Michael Senn kämpfte schwer mit sich. Mit übergeben! Nur mit übergeben! Er wehrte sich vielleicht doch nur aus dem einen Grund, weil er stets der Herr bleiben wollte. Wie es ihm der Franz vor einer Stunde vorgeworfen hatte. Vielleicht war er doch selbstsüchtig. Der Franz war ja schließlich kein Kind mehr und war auch in der Welt herumgekommen. Viel mehr als der alte Senn selber. Und als Michael Senn in dem gegenwärtigen Alter des Franz stand, hatte er schon jahrelang das Geschäft allein und tadellos geleitet. Warum sollte der Franz das nicht auch können?

Die Nacht dunkelte immer tiefer herein. Eine laue, regen schwere Luft umwehte den alten Senn. Heute fühlte er sich zum erstenmal in seinem Leben alt. Er war ja nun auch überflüssig geworden. Wie manches andre alte Zeug.

Ob Franz an der Seite einer andern Frau ebenso mit ihm gesprochen hätte? War es überhaupt eine demütigende Stellung, die der Franz bei ihm einnahm? Nein, nein und wiederum nein! Er war ja Herr so gut wie sein Vater. Konnte mit demselben Recht anshaffen wie der alte Senn. Und wenn er's nicht tat, so war das seine Sache. Michael Senn wäre ihm gewiß nicht hindernd in den Weg getreten, wenn er das Geschäft nach seinem Geschmack umgestaltet hätte. Gewiß nicht. Nur als Freund und Berater wäre ihm der Vater gern zur Seite gestanden. Aber der Sohn brauchte ihn ja nicht, hatte kein Vertrauen zu ihm. Michael Senn war in dem Leben seines Sohnes nicht nur überflüssig geworden, son-

dern sogar ein Stein des Anstoßes, den man beiseite räumt.

Das tat dem alten Mann in der Seele weh. Eilig, fast atemlos rannte er in die aufsteigende Nacht hinein.

Am Himmel standen schwere Wetterwolken. Nur da und dort funkelte ein vereinzelter Stern. Aus der Ferne glitzerten die Lichter der Stadt. Die Weiden, die an dem schmalen Weg zwischen dem Esack und der Au standen, bogen sich in dem feuchten Wind. Daneben rauschte der Esack, dessen helle Wasser in der einbrechenden Nacht schwarzgrau waren. Die Umrisse der Berge verschwammen hoch droben in dem Nachthimmel.

Und Michael Senn ging seinen Weg weiter. Er fühlte sich einsamer und verlassen, als alle die Jahre hindurch. Da hatte er wenigstens noch die Hoffnung gehabt, der Franz werde eines Tages zu ihm kommen und bei ihm die Liebe suchen, die wie ein unbefohener Schlag in dem alten Mann schlummerte.

Von heute ab wußte es Michael Senn bestimmt, daß der Sohn sein Leben lang nie mehr zu ihm kommen würde. Weil er den Vater nicht kannte, weil er auch gar keine Sehnsucht verspürte, ihn kennen zu lernen. Sein Vater war ihm gleichgültig. Mehr als gleichgültig. Im Weg. Ein Hindernis.

Das waren die immer wiederkehrenden Gedanken, die den alten Senn quälten und ihn hinaustrieben in die Nacht. Drüben über den Pustertaler Bergen ballten sich immer dichtere Wetterwolken. Vereinzelte Blitze zuckten durch das Tal.

Als die ersten schweren Regentropfen fielen, machte sich Michael Senn auf den Heimweg. Nicht weil ihn das Wetter gestört hätte. Schier unbewußt lehrte er um. Er fühlte sich müde, als wenn er den anstrengendsten Weg hinter sich hätte.

Als er auf den Domplatz kam, schlug es non den Türmen neun Uhr. Michael Senn konnte sich nicht entschließen, in sein Haus zu gehen. Eine tiefe Beklemmung

einmal durch das Verhalten der badischen Landtagsfraktion eine ganz andere Taktikfrage in den Vordergrund des Parteinteresses, der alte Kampf zwischen Revisionismus und Radikalismus. Natürlich wurden diese verschiedenen Kämpfe nun miteinander in Verbindung gebracht. Kurt Eisner hat sich zur Verteidigung der Badener auf Genossen Luxemburg zu berufen gesucht: da der preussische Wahlrechtskampf von alles beherrschender Wichtigkeit ist, wozu soll die Partei dann ihre Zeit mit der winzigen badischen Frage vergeuden, die für die Arbeiterbewegung doch bedeutungslos ist? Umgekehrt wird dies nun vom Vorwärts und von Kautsky benutzt, um gegen den Standpunkt der Genossen Luxemburg in der Massenstreikdebatte Stimmung zu machen, als mache sie sich durch ihren Angriff auf die Parteileitung zur Helferin der Badenser, zur Dritten im Bunde mit Kollb und Eisner. Daher mag es angebracht sein, die wirklichen Beziehungen zwischen beiden Kämpfen um die Taktik näher ins Auge zu fassen.

Der Kampf zwischen Marxismus und Revisionismus spielt sich ganz innerhalb des Gebietes des Parlamentarismus ab; er ist völlig ein Produkt der parlamentarischen Periode des proletarischen Befreiungskampfes. Allerdings geht der Revisionismus als Theorie, als bürgerliche Weltanschauung über den Rahmen des Parlaments hinaus und er stellt auf jedem Gebiet, wo das Proletariat sich betätigt, in den Gewerkschaften, den Genossenschaften, dem Bildungswesen, ein Aufgeben des scharfen Klassenstandpunktes und eine Annäherung an die bürgerliche Welt dar. Aber in seiner ausschlaggebenden Praxis ist dieser Kampf ein Kampf um die parlamentarische Taktik; es handelt sich dabei, wie jetzt wieder in dem Badenser Streit, um die Haltung gegenüber Revisionierungen und bürgerlichen Parteien, bei den Wahlen wie im Parlament.

Dagegen handelt es sich bei der Massenstreikdebatte um die außerparlamentarische Taktik, um die Frage, inwieweit andere Kampfmittel zur Ergänzung des parlamentarischen Kampfes nötig sind und ob jetzt die Zeit für die Anwendung solcher Mittel schon gekommen ist. Die alten Taktikdebatten drehen sich sämtlich um die Frage, in welcher Weise wir im Parlament am schnellsten zu Macht und Herrschaft kommen können. Die neue Taktikdebatte ist aus der Erkenntnis erwachsen, daß das Proletariat durch rein parlamentarische Mittel die Herrschaft überhaupt nicht erobern kann. Weder die radikale noch die revisionistische Taktik im Parlament kann uns die Staatsgewalt in die Hände bringen, so lange nicht durch außerparlamentarische Kampfmittel ein demokratisches Wahlrecht erobert wird.

Bewegen sich also die beiden Taktikdebatten auf ganz verschiedenem Terrain, so spielen doch in ihnen dieselben einander gegenüberstehenden Anschauungsweisen mit. Dieselbe revolutionäre aus dem Marxismus sprichende Einsicht in die Notwendigkeit des Klassenkampfes zur Eroberung der politischen Gewalt, die im politischen Kampfe zur scharfen Bekämpfung aller bürgerlichen Parteien und zur Ablehnung der Bloßpolitik führt, bringt auch die Erkenntnis mit sich, daß ohne den außerparlamentarischen Kampf der organisierten Arbeitermassen selbst das Ziel nicht zu erreichen ist. Umgekehrt muß der konsequente Revisionismus, der nicht gegen die ganze bürgerliche Welt kämpfen, sondern sich mit einem Teil gegen den andern Teil verbinden will, einer revolutionären Massenbewegung ablehnend gegenüberstehen. Er betrachtet ja das Parlament als die einzige Stätte politischen Kampfes, und was dem allein kämpfenden Proletariat hier unmöglich erscheinen muß, glaubt er durch Wahlbündnisse erreichen zu können. In solcher Weise, scheint es, müssen die einander gegenüberstehenden Parteien in der alten wie in der neuen Taktikdebatte sich beden. In Wirklichkeit sehen wir aber ganz etwas anderes: Marxisten wie Revisionisten stehen in der Massenstreikdebatte auf der einen wie auf der anderen Seite; die neue Taktikfrage hat offenbar eine neue Trennung der Geister bewirkt, deren Grenze quer über die alte Trennungslinie hinübergeht.

Bei einer näheren Betrachtung liegt darin auch nichts Wunderbares. Die radikale Taktik im parlamentarischen Kampfe braucht nicht notwendig ein Ausmaß revolutionärer Gesinnung oder gründlicher marxistischer Durchbildung zu sein. Sie ist für jeden Arbeiter einer reaktionären Bourgeoisie und einer gewalttätigen Regierung gegenüber die einzig mögliche Taktik. Einem Berliner Arbeiter, der den reaktionären Charakter des Berliner Freisinn kennen gelernt hat, muß die Zustimmung, mit diesem Freisinn ein Bündnis zu schließen, ungeheuerlich erscheinen, während er, in süddeutschen Kleinbürgerlichen Verhältnissen lebend, leicht für eine revisionistische Politik gewonnen werden würde. Ein solcher Radikalismus ohne marxistische Einsicht wird sich an die „altbewährte Taktik“ festklammern und sich einer revolutionären Weiterentwicklung unserer Taktik gleich festig widersetzen wie der Bernstein'schen Revision der radikalen Taktik.

Umgekehrt kann das Bekenntnis zur revisionistischen Taktik sehr gut mit einer revolutionären Gesinnung zusammengehen. Kollb hat diese Massenstreikfrage in der badischen Angelegenheit zu Hilfe gerufen, indem er erklärte, es gebe nur zwei Wege, um zu positiven Resultaten zu kommen, entweder müsse man mit dem Massenstreik vorwärts, oder, wenn man das nicht kann oder will, müsse man durch liberale Bündnisse Vorteile gewinnen. Kollb scheint nicht zu wissen, daß wir seine Taktik gerade wegen ihrer Aussichtslosigkeit verwerfen. Wenn es noch nicht möglich ist, mittels außerparlamentarischer Mittel entscheidende Vorteile zu gewinnen, so liegt darin doch noch kein Anlaß, eine Bahn einzuschlagen, die uns keine Vorteile und nichts als Nachteile bringt. Ist also Kollb's Beweisführung als Argument für seine Sache nichts wert, so führt sie uns doch auf die Ursache, die dem Revisionismus seinen Anhang in Arbeiterkreisen verschaffte. Weshalb war es ein Latendrang, der sich nicht mit dem Abwarten, mit dem Ausreizenlassen der Verhältnisse zufriedustellen konnte, sondern sich auf allen Gebieten betätigen und unmittelbare Resultate erzielen wollte. Durch Mangel an theoretischer Bildung sahen solche Genossen nicht, weshalb unsere Resultate vorerst nur in einem Wachstum an innerer Macht bestehen konnten. Zugleich wurde ihnen ein Zerbild des Marxismus vorgeführt als eine Art Fatalismus, der alles von den Verhältnissen, nichts von den Menschen erwartet, und daher zum tatenlosen Abwarten führt, das seine Praxis in der radikalen Abneigung von „positiver Arbeit“ findet. Diese Stimmung mit diesem Mißverständnis vereinigt, erklärt die Verbreitung des Revisionismus in Arbeiterkreisen. Aber zugleich wird dadurch klar, daß solche Revisionisten in dem praktischen Kampfe für das preussische Wahlrecht auf der Straße in der ersten Reihe standen. Aber in dem Maße, wie die Arbeitermassen diesen Kampf als das Mittel erkennen, die alten erstarrten Verhältnisse in Bewegung zu bringen, positive Erfolge zu erringen und wirklich vorwärts zu kommen, werden sie sich von den trügerischen revisionistischen Methoden, positiven Erfolge nachzujagen, abwenden. Ist die Macht des Proletariats soweit gestiegen, daß es den Angriff auf entscheidende Machtpositionen des Feindes eröffnen kann, so verschwindet die alte Unzufriedenheit aus der Zeit der scheinbar ergebnislosen Vorbereitung, und der Latendrang der Masse findet ein Feld der fruchtbarsten Befriedigung. Der mit außerparlamentarischen Mitteln geführte preussische Wahlrechtskampf entzieht dem Revisionismus seinen Boden in der Arbeiterklasse.

Hier liegt der wirkliche Zusammenhang zwischen den beiden sich kreuzenden Taktikfragen. Der preussische Wahlrechtskampf erweist sich — mag auch die Erledigung der Badener Affäre für den Augenblick alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen — auch in diesem Sinne als die wichtigste Sache, daß sie den alten Taktikstreit immer mehr gegenstandslos macht. Nicht in diesem Sinne, wie Eisner meint, daß die richtige parlamentarische Taktik dabei eine gleichgültige Nebenfrage wäre; solange nicht der parlamentarische Kampf selbst eine Nebenfrage ist, kann da-

von keine Rede sein. Aber solange das Proletariat gezwungen ist, auf rein parlamentarischem Boden zu kämpfen, werden die Versuche nicht aufhören, durch Revisionierung der radikalen Taktik positiven Erfolge nachzujagen. Daher kann man auch ruhig behaupten, daß die Agitation der Genossen Luxemburg, den preussischen Wahlrechtskampf zur Hauptaufgabe der Partei zu machen, am meisten dazu beiträgt, dem Revisionismus für die Zukunft den Boden abzugraben, während die Genossen, die ihr gegenüber die Reichstagswahlen in den Vordergrund schieben, unbewußt Erwartungen wachrufen, aus denen der Revisionismus immer neue Nahrung schöpft.

Gewerkschaftsbewegung.

Zum Kampf gegen die Auswüchse im Metallindustriellen Arbeitsnachweis.

Die vom Deutschen Metallarbeiterverbande über den Arbeitsnachweis verhängte Sperre bereitet einem großen Teil der Unternehmer arge Schmerzen. Alle möglichen Winkelzüge werden versucht, um die Wirkung der gefassten Beschlüsse abzuwehren oder zu umgehen. Was sonst den Mitgliedern des Metallindustriellenverbandes bei Zahlung von schwerer Konventionalstrafe verboten ist, nämlich Arbeiter ohne Mitwirkung des Arbeitsnachweises einzustellen, wird jetzt vollständig straflos von einem großen Teil der Unternehmer ausgeführt. Der Arbeitsnachweis ist zum Teil vollständig ausgeschaltet und die früheren Beschlüsse des Metallindustriellenverbandes sind so faktisch außer Kraft gesetzt. Die von der Organisation erhoffte Wirkung ist — soweit sich bis jetzt das Gebiet des Kampfes übersehen läßt, vollständig eingetroffen.

Die Unternehmer sind bis auf verschwindende Ausnahmen vollständig befreit, und der Beschluß der Versammlungen im ganzen Umfange durchgeführt. Der Zugang von organisierten Metallarbeitern hat nahezu vollständig aufgehört, und es macht sich bereits in einer ganzen Anzahl Betrieben ein empfindlicher Arbeitermangel fühlbar. Die Unternehmer geben sich daher die denkbar größte Mühe, die vorhandenen Arbeitskräfte zu halten. Wie schon angeführt, stellt ein Teil der Unternehmer die Arbeiter überhaupt ohne Benützung des Arbeitsnachweises ein. Ein anderer Teil glaubt sich dadurch helfen zu können, daß er dem Arbeitsnachweis telephonisch von der Einstellung Mitteilung macht, und wieder andere schicken die Arbeitsuchenden, unter Begleitung eines Kontorangestellten nach dem Nachweis, oder lassen den Nachweisschein durch das Kontorpersonal holen, um so der Arbeiterschaft gegenüber den Anschein zu erwecken, daß Arbeiter auch ohne Benützung des Arbeitsnachweises eingestellt werden können, die Sperre also nutzlos sei. Der Meister eines großen Betriebes in Magdeburg hat ja sogar einigen Arbeitsuchenden den Rat erteilt, sie sollten ihre Papiere einem Schuhmann geben, und der soll ihnen dann vom Nachweis einen Schein besorgen.

Der Arbeitsnachweisführer Birbaum glaubt natürlich, seine gebildeten Umgangsformen in besonderem Maße leuchten lassen zu müssen. So hat er zum Beispiel einem Arbeitsuchenden, der gemeint hatte, er würde von den Posten angehalten werden, geraten: „Wenn Sie einer anhält, dann hauen Sie ihm eine in die Fresse; das können Sie auf meine Verantwortung hin tun; ich übernehme die Garantie, daß Ihnen nichts geschieht!“

Was sagt nun der Verband der Metallindustriellen dazu? Um Schließungen zu vermeiden, werden vom nächsten Montag ab von der Verbandsleitung Kontrollkarten auszugeben. Jeder Kollege, der in einen Betrieb eingestellt wird, der bisher keine Arbeiter durch den Arbeitsnachweis bezogen hat, ohne daß der Kollege den Arbeitsnachweis benutzte, hat sich im Verbandsbureau eine Kontrollkarte ausstellen zu lassen.

Wer die Kontrollkarte nicht besitzt, gilt als Sperrbrecher. Weiter machen wir darauf aufmerksam, daß alle Kollegen, die von auswärts kommen, ganz gleichgültig, ob sie in Betrieben

befiel ihn. Mit übergeben! Tu's ja nicht mahnte die Stimme. — Aber der Franz will's. Also geschicht's! — Wie schwer es dem alten Mann auch wurde. Das schöne Haus und das schöne Geschäft, mit dem er von Jugend auf verwachsen war. Sein Haus und sein Geschäft.

Michael Senn stand vor dem Haus und starrte es an. Der Domplatz war nur spärlich beleuchtet. Wie ein ungeheurer Koloss stand drüben der Dom. Im Hause Senn war schon alles finster. Nur im Wohnzimmer des ersten Stockes brannte noch Licht. Der Regen klatschte nieder. Dichter und dichter. Der alte Senn merkte es nicht. Ein jähes Angstgefühl beherrschte ihn. Wie mit den Krallen eines Raubvogels schlug es in seine Brust. Und er stand da und war wehrlos. Er konnte es nicht über sich gewinnen, das alte Haus zu betreten, hinauszugehen in seine einsamen großen Zimmer. Er hatte das Gefühl, als ob sich da droben die spitzen, grausam tiefgreifenden Krallen seiner Angst noch unbarmherziger in sein armes, einsames Herz graben würden, als ob er da droben so mütterseelenallein erst recht hilflos wäre.

Wenn er nur einen Menschen gehabt hätte, mit dem er hätte reden können. Den Christian Thaler vielleicht. Der war aber so ein merkwürdiger Mensch. Den interessierte überhaupt nichts. Der war froh, wenn man ihn in Ruhe ließ.

Einen Menschen gab es doch in ganz Brigen, zu dem es Michael Senn in dieser schweren Stunde zog. Das war die alte Bergrätin Angerer.

Michael Senn ging, seit Franz verheiratet war, nur mehr selten zur Bergrätin. Die alte Frau war stets freundlich mit ihm gewesen, als ob nie etwas vorgefallen wäre. Sie hatte ihn auch nie mit einer Frage belästigt, wie es ihm gehe. Menschen, die im Leben selbst Schweres durchgemacht haben, besitzen ein feines Gefühl für das Leid anderer.

Die Bergrätin wollte sich gerade zur Ruhe begeben, als die Mathilde dem alten Senn die Tür öffnete.

Es war etwas Außergewöhnliches passiert im Hause Senn. Das erkannte Frau Luise Angerer auf den ersten Blick. Michael Senn war verstört und blickte unsicher in dem dämmrigen, durch eine Petroleumlampe nur larm erleuchteten Wohnzimmer der Bergrätin umher.

Der Regen hatte die Lodenjoppe des alten Senn ganz durchnäßt. Er achtete gar nicht darauf. Schwer ließ er sich in den Sessel fallen, den ihm die Bergrätin mit leise alternder Hand hinstellte. Dann nahm die alte Dame, ohne ein Wort zu sagen, seinen vom Regen triefenden Lodenhut und legte ihn zum Fenster, wo noch immer das kleine Nähtischchen der beiden Schwestern stand.

Michael Senn sah da und schaute auf die alte Frau mit dem feinen, gelblich blauen Gesicht und dem schweren Leidenszug darin. Die Haare der Bergrätin waren nun ganz schneeweiß geworden. Nicht vom Alter, aber vom Kummer. Das schwarze Kleid und das schwarze Spitzenhäubchen sahen abgetragener aus als früher.

Frau Luise Angerer war in den letzten fünf Jahren recht zusammengekrümpt, so das richtige alte, gebrechliche „Hauchel“ geworden. Sie war auch schon seit Jahr und Tag immer leidender und schlechte langsam dahin, wie eine Pflanze ohne Saft und Kraft langsam abtrotzt.

Für Michael Senn lag in dem Anblick der stillen alten Frau etwas ungemein Beruhigendes. Die ganze Umgebung hier heimelte ihn an und war ihm vertraut.

„Herr Senn —“ Die Bergrätin sprach die beiden Worte ganz leise und schonend, wie man zu einem Schwerkranken spricht, und reichte dem alten Mann teilnehmend die Hand hin.

Michael Senn drückte die schmale, welke Hand der Bergrätin. Er konnte kein Wort reden. Im Halse würgte ihn etwas, das er gewaltig hinunterschlucken mußte.

Die beiden alten Menschen sahen sich lange Zeit in der großen, stillen Stube schweigend gegenüber. Ueber dem Tisch hing die trüb brennende Lampe, die ein dämmriges Licht verbreitete. Michael Senn sah heute ganz gebückt auf dem Sessel. Die tiefe Furche auf der Stirn hatte sich noch schärfer eingekerbt. Aber jetzt sah Michael Senn nicht finster drein, nur traurig und um Jahre gealtert.

Er sprach die ganze Zeit kein Wort. Er vermochte nicht zu reden. Und die Bergrätin fragte ihn auch nicht. Michael Senn mußte es genau, daß die alte Dame mit ihm fühle. Wozu sollte er sein Leid erzählen. Es wurde ihm ja so schwer, es in Worte zu kleiden. Es war ihm schon eine große Beruhigung, daß jemand neben ihm weilt, der ihn versteht, auch ohne daß er spricht.

Die alte heisere Wanduhr, die über dem Sofa hing, schlug die zehnte Stunde. Michael Senn schreckte empor, wie aus einem schweren Traum erwachend. „Sie werden schlafen geh'n wollen, Frau Bergrätin?“ frag er und erhob sich mit einem tiefen Seufzer.

„Bleiben's nur, Herr Senn. Solang, bis Ihnen leichter wird —“ sagte die alte Dame mit ihrer leisen, klagen den Stimme. „'s ist einem immer leichter, wenn noch jemand 's Leid mit einem tragt.“

Michael Senn nickte zustimmend. 's ist mir schon leichter —“ sagte er aufatmend. „Biel leichter. Gute Nacht, Frau Bergrätin.“

„Gute Nacht, Herr Senn.“ Die Bergrätin brachte ihm mit leicht trippelnden Schritten den Hut. „Und wenn's Ihnen wieder einmal recht drückt, nachher kommen's zu mir aufer. Gelten's, Herr Senn?“ Schüchtern, fast angstvoll blickte sie zu dem starken Mann auf. Der nickte bloß stumm und drückte ihr innig die schmale, zarte Hand.

Dann trennten sie sich. Sie hatten fast nichts gesprochen und sich doch verstanden. Zwei Menschen, die das Leid erfahren hatten. Und das tiefste Leid ist immer stumm wie die höchste Freude, weil es für beides keine Worte gibt.

Mathilde leuchtete dem alten Senn mit der brennenden Kerze bis zur Haustür hinunter. Die engen gewölbten Gänge widerhallten von den schweren Schritten Michael Senns. Die langen Holzstangen des Stiegen geländers warfen Schatten über die Mauern. Die hölzernen ausgetretenen Stiegen trachten bei jedem Schritt, den Michael Senn machte.

Leise huschte Mathilde, die Kerze in der Hand, voran. Drunten öffnete sie das hohe massive Haustor mit einem ungeschlachten, halb verrosteten Schlüssel.

Einen Augenblick sah sie dem alten Mann forschend ins Gesicht. Dann reichte auch sie ihm die Hand und sagte freundlich mit ihrer tonlosen Stimme, die etwas ungemein Trauriges und Resigniertes hatte: „Kommen's bald wieder, Herr Senn.“

Michael Senn aber ging nun um vieles ruhiger, als er gekommen war, nach Hause.

(Fortsetzung folgt)